

VON KRIEGERN ZU BRÜDERN

JACQUES H. TEEUWEN

VON  
KRIEGERN  
ZU  
BRÜDERN

DAS GEHEIMNIS VON  
NABELAN KABELAN



starkundmutig

## Von Kriegern zu Brüdern

Jacques H. Teeuwen

### ***Band 11 der Jugendbuchreihe »stark und mutig«***

Hardcover, 304 Seiten

Artikel-Nr.: 256640

ISBN / EAN: 978-3-86699-640-3

Dichter Dschungel, uralte Feindschaften und ein Leben abseits jeder Zivilisation – wie können aus Kriegern jemals Brüder werden?

Schon mit 15 Jahren wird der Niederländer Jacques Hubert Teeuwen in die Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges hineingezogen. Fährt er zu Beginn noch begeistert als Kriegsfreiwilliger nach Polen, flieht er schon bald desillusioniert und hoffnungslos nach Deutschland, wo er Hunger, Krankheit und den Tod vieler Kameraden erlebt, bevor er schließlich zukunfts- und mittellos zurück in seine holländische Heimat geschickt wird.

Durch eine Arbeitskollegin erfährt Jacques von Jesus. Er bekehrt sich zu ihm und verspürt sofort...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](http://clv.de)

clv



JACQUES H. TEEUWEN

VON  
KRIEGERN  
ZU  
BRÜDERN

DAS GEHEIMNIS VON  
NABELAN KABELAN

starkundmutig

1. Auflage 1997
2. überarbeitete Auflage 2022

Erstauflage erschien unter dem Titel *Das Geheimnis von Nabelan Kabelan*.

© 1997, 2022  
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung  
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld  
[www.clv.de](http://www.clv.de)

Aus dem Englischen übertragen und zusammengestellt von Dr. phil. Veronika Trautmann

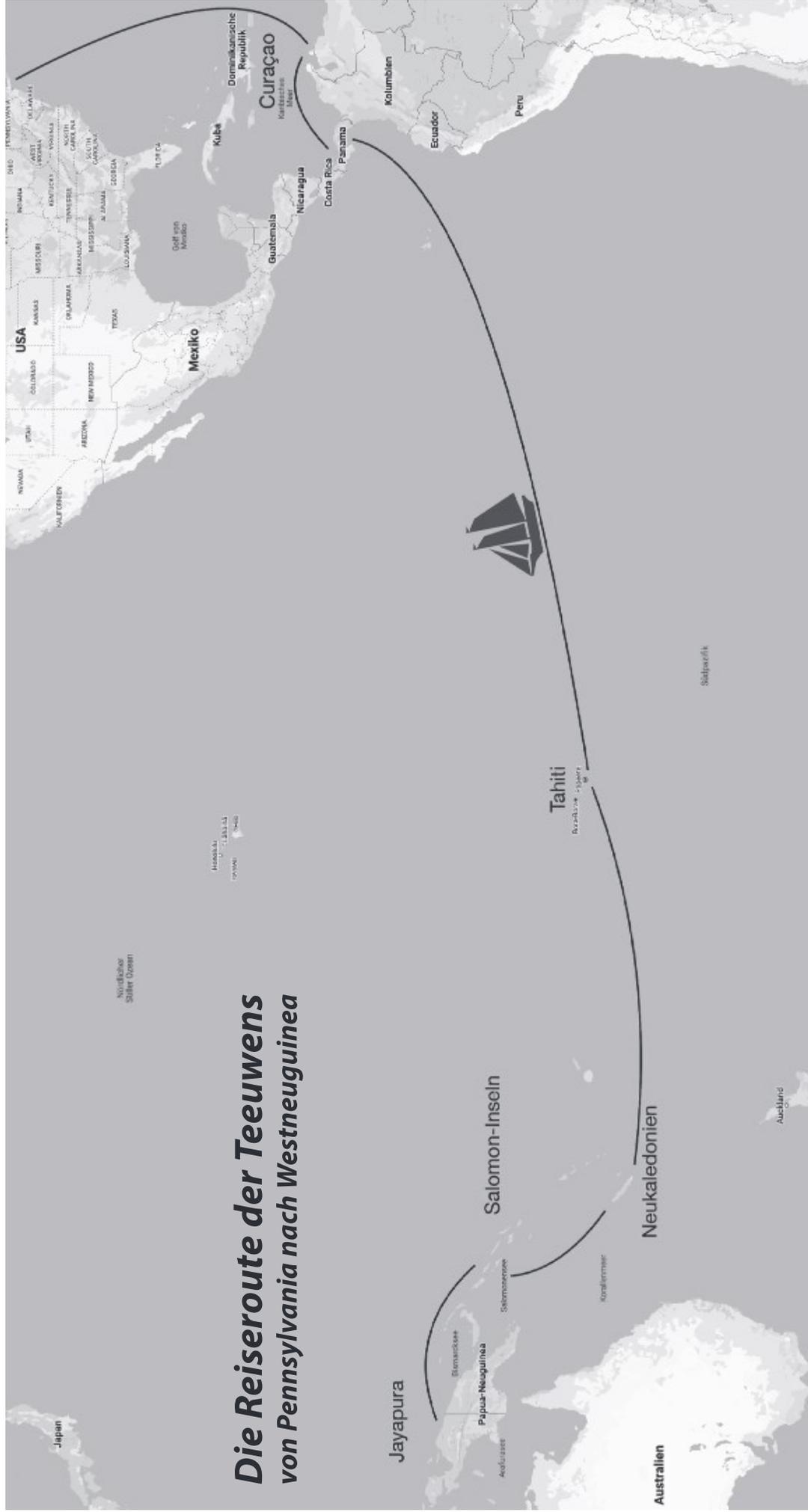
Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen  
Grafiken: Flaticon.com  
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

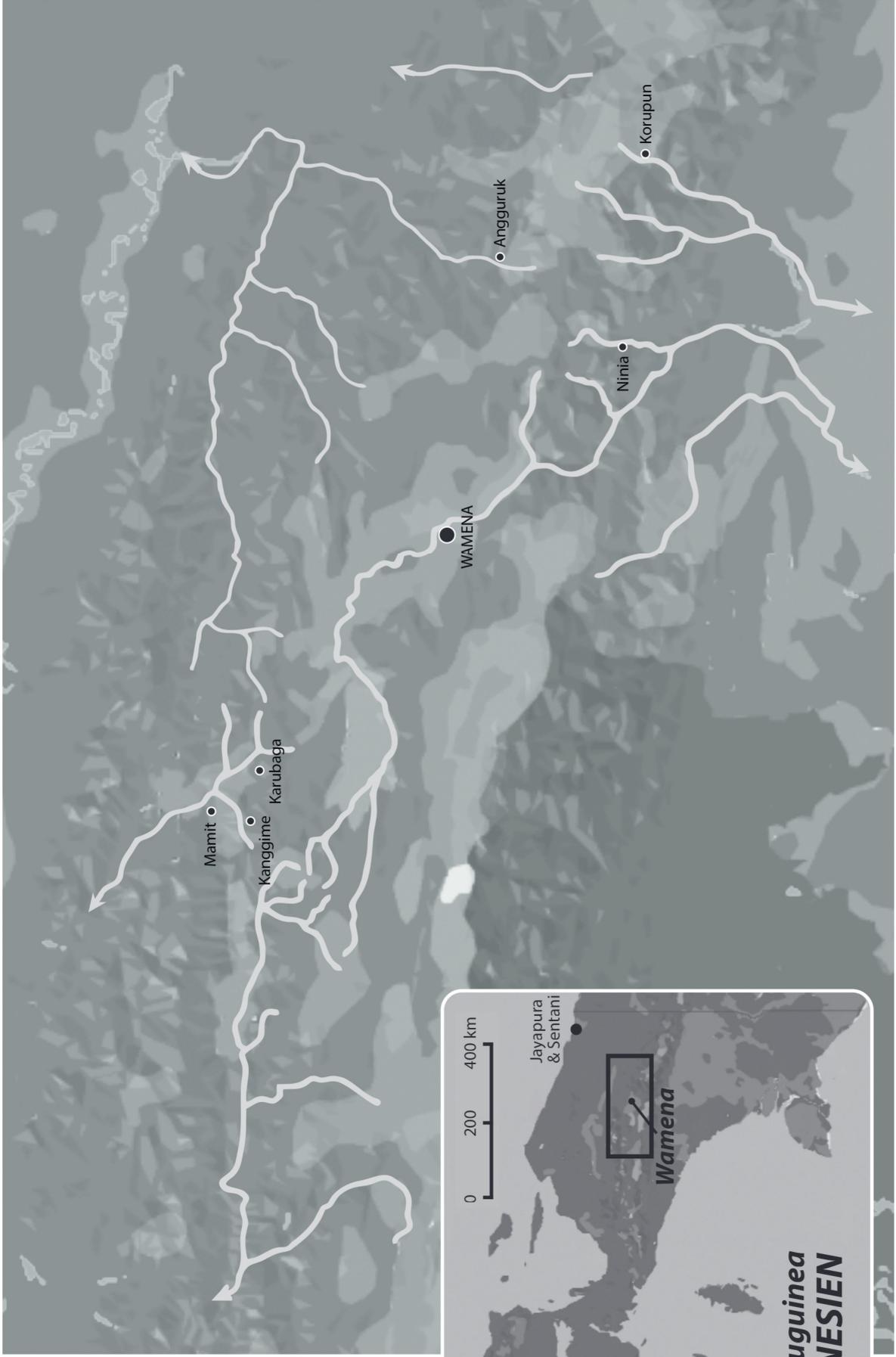
Artikel-Nr. 256640  
ISBN 978-3-86699-640-3

# INHALTSVERZEICHNIS

Zur Person des Autors _____	8
Einführung _____	9
Vorwort _____	13
Kindheitserinnerungen _____	16
Der Krieg kommt nach Holland _____	28
In Polen _____	37
Der Zusammenbruch _____	52
Aus der Tiefe _____	88
Die Berufung _____	108
Aufbruch nach Westneuguinea _____	135
Landung in der Steinzeit _____	153
Das von Gott vergessene Land _____	158
Schmutzige Nasen und schmutzige Nadeln _____	163
Ein Geschenk für Priscilla _____	169
Angst _____	172
Nabelan Kabelan _____	177
Feuer der Liebe _____	187
Alte Leidenschaften _____	196
Gefährliche Ankündigung _____	200
Chocolate und Mbawy _____	207
Neue Namen, neue Frisuren _____	214
Der große Vorstoß _____	221
Dem Bösen entrissen _____	239
Sie hatten alles gemeinsam _____	248
Vom Wilden zum Büchermenschen _____	254
Keine Bibeln, bitte! _____	259
Vermisst, wahrscheinlich getötet _____	263
Mburumburu geht nach Hause _____	277
Das Ende einer Epoche _____	280
Gespräch mit Jacques und Ruth Teeuwen _____	284

# Die Reiseroute der Teeuwens von Pennsylvania nach Westneuguinea





## ZUR PERSON DES AUTORS

Jacques Hubert Teeuwen wurde am 30. März 1928 in Haarlem, Niederlande, geboren. 1940 wurde sein Heimatland von den Truppen Hitlers besetzt. Als er 15 Jahre alt war, meldete sich Teeuwen 1943 als Kriegsfreiwilliger nach Polen, wo er auch das Ende des Zweiten Weltkriegs erlebte.

Schreckliche Erlebnisse während des Kriegs und das Gefühl der Sinnlosigkeit stürzten Teeuwen nach dem Krieg in tiefe Verzweiflung. Über eine christliche Arbeitskollegin kam er zum Glauben an Jesus Christus.

Von 1955 bis 1958 absolvierte Teeuwen eine theologische Ausbildung an der Bibelschule Wiedenest in Deutschland, wobei er von Anfang an den Wunsch hatte, später einmal als Missionar tätig zu sein. 1958 heiratete er die aus Schottland stammende Ruth und bereitete sich mit ihr zusammen auf einen Missionseinsatz in Niederländisch Neuguinea (heute Westneuguinea) vor. 13 Jahre (von 1961 bis 1974) verbrachte die Familie – inzwischen mit vier Kindern – in Westneuguinea.

Nach der Rückkehr in die Niederlande arbeitete Teeuwen mit einer Osteuropamission zusammen.

## EINFÜHRUNG

»Aufgrund meiner Kindheits- und Jugendjahre hätte wohl niemand angenommen, dass ich eines Tages als Diener des Herrn Jesus Christus im Dschungel von Westneuguinea landen würde«, sagt Jacques Teeuwen selbst über seine Jugendzeit, denn »die Religion lag meinem praktischen Leben damals so fern wie Westneuguinea«.

Das vorliegende Buch bezieht daher auch die »Vorgeschichte« des Autors mit ein. Jacques Teeuwen erlebte als Zwölfjähriger die Besetzung seines Heimatlandes Holland durch die Deutschen und schildert, wie die verderbliche Ideologie des Nationalsozialismus zunächst von vielen begeistert aufgenommen wurde und er selbst auch ihrem Trug unterlag, dann aber eine Enttäuschung nach der anderen folgte; schließlich musste er Hunger, Flucht und den Tod vieler seiner Kameraden miterleben.

Dann aber folgt etwas gänzlich Neues: Die Erzählung führt uns in die fremde Welt Westneuguineas, das ist die westliche Hälfte der Insel Neuguinea, nördlich von Australien und nur wenig südlich des Äquators gelegen. Seit 1962 gehört Westneuguinea zu Indonesien. Der östliche Teil der Insel, Papua-Neuguinea, ist ein unabhängiger Staat.

Mit bis zu 1300 km Länge und bis zu 600 km Breite gilt Neuguinea als zweitgrößte Insel der Erde; sie ist Heimat des Paradiesvogels und vieler anderer seltener Tier- und Pflanzenarten sowie reicher Bodenschätze, weswegen sie auch von Naturforschern und neuerdings sogar von Bergsteigern besucht wird.

Westneuguinea ist ein Land, wie man es sich gegensätzlicher kaum vorstellen kann. Es finden sich hier die unterschied-

lichsten Klima- und Vegetationszonen: In den Küstengebieten ist es tropisch heiß. Große Flächen, vor allem im Süden, werden von Sümpfen bedeckt. Regenwälder sind weit verbreitet und reichen bis auf eine Höhe von etwa 1200 m. Darüber herrscht montanes Klima, und es gibt sogar Regionen ewigen Schnees. Wenn man an der heißen Südküste ein Bad im tropisch warmen Meer nimmt, kann man bis auf diese schneebedeckten Berge blicken.

Die ganze Insel wird in ihrer Länge von mehreren Gebirgsketten – mit zum Teil alten, goldführenden Gesteinen – durchzogen, die im Westen in ein Berg- und Hügelland auslaufen. Der höchste Gipfel im Zentralgebirge Westneuguineas, der »Puncak Jaya«, weist eine Höhe von 5030 m auf und überragt somit alle Gipfel der Alpen! Die Berge sind schroff und steil, unzählige Wasserfälle stürzen zu Tal. Wolken bilden sich blitzschnell an den Hängen, fast täglich ergießen sich schwere Gewitter.

Erst, wenn man um die Unzugänglichkeit vor allem des inneren Berglandes weiß, kann man verstehen, dass manche dort beheimatete Volksstämme bis in die 60er Jahre des letzten Jahrhunderts niemals in Berührung mit der Außenwelt gekommen waren und wie im Steinzeitalter lebten.

Zu einem dieser Stämme – den »Dani« – waren Jacques Teeuwen und seine Ehefrau Ruth 1961 unterwegs. Ihre Missionsstation befand sich im zentralen Hochland, wo die Siedlungen auf 1500 m und höher liegen. Das Klima ist hier nicht so sehr durch jahreszeitliche, vielmehr durch beachtliche tageszeitliche Temperaturschwankungen geprägt: heiß am Tag und empfindlich kalt in der Nacht. Da die Hütten der Dani nur unzureichend vor der nächtlichen Kälte schützten, waren Erkrankungen an der Tagesordnung.

Der Stamm der Dani umfasste damals ungefähr 100 000 Menschen. Ihre Sprache war nur eine unter geschätzt mindestens 300 Eingeborenensprachen Neuguineas. Die Dani kennen lediglich 22 Buchstaben, für die es in unserer Alphabet zum Teil keine Entsprechung gibt, für »rot« und »weiß« nur ein einziges Wort und verschiedene Formen der Zukunft, die bei uns unbekannt sind. Alles, was über den Zeitraum von etwa einem Monat hinausreicht, gilt als entfernte Zukunft und unsicher.

In den letzten 20 Jahren hat sich vieles in Westneuguinea verändert. Die Zivilisation hat Eingang gefunden – mit allen ihren negativen Begleiterscheinungen. Regenwälder wurden abgeholzt, Bodenschätze ausgebeutet, Straßen gebaut. Die Bergstämme wurden zum Teil von der indonesischen Regierung zur Umsiedelung gezwungen, leben im sozialen Elend und führen ihre traditionellen Riten nur noch für Touristen auf. In den letzten Jahren sind mehrere Bücher erschienen, die sich kritisch mit diesen Entwicklungen sowie mit der Mission auseinandersetzen.<sup>1</sup>

Gerade deshalb aber finde ich das Buch Jacques Teeuwens so interessant, weil er und seine Familie noch in eine von außen weitgehend unberührte Stammeskultur kamen, wie es sie heute wahrscheinlich gar nicht mehr gibt. Niemals legte er den Einheimischen nahe, ihre traditionellen Lebensformen abzulegen, um den westlichen Lebensstil anzunehmen. Dann aber geschah doch Bahnbrechendes, allerdings immer auf Initiative der Stammesangehörigen selbst ...

---

1 Z. B. Mathieu Debout: *Kinder der Steinzeit? Papua zwischen Militär und Mission im Hochland West-Neuguineas*. Moers: edition aragon, 1991.

20 Jahre sind vergangen, seit der Autor seine Erfahrungen zuerst schriftlich niedergelegt hat. Das Buch ist bereits in mehreren Sprachen erschienen, aber erst jetzt bietet sich die Möglichkeit für eine deutsche Ausgabe. 1993 habe ich zusammen mit meiner amerikanischen Freundin Bernardine Heckman begonnen, das englische Manuskript ins Deutsche zu übertragen. Danken möchte ich an dieser Stelle auch allen meinen Freunden, die mich zu der Arbeit ermutigt haben, meinem Ehemann Manfred und meinem Bruder Karl für wertvolle Mithilfe.

In einem Anhang gebe ich die Niederschrift eines Interviews wieder, das ich mit dem Ehepaar Teeuwen führte.

Micheldorf, Oberösterreich, im Sommer 1997

Dr. phil. Veronika Trautmann

## VORWORT

»Warum hast du kein Buch über deine Erfahrungen in Westneuguinea geschrieben?«

Es war im Jahr 1977, als mir Johnny Mitchell zum ersten Mal diese Frage stellte. Johnny war zu dieser Zeit Vizepräsident einer amerikanischen Missionsgemeinschaft, für die ich eine Vortragsreihe hielt.

»Es hat mich nie jemand danach gefragt«, gab ich zur Antwort.

»Dann bin eben ich es, der dich fragt!« – Johnny sprach immer geradeheraus.

Damals äußerte ich mich nicht weiter dazu, aber Johnnys Frage ging mir auch nicht aus dem Kopf. Ich legte ein »Vlies« vor dem Herrn aus: *Wenn ich das nächste Mal in die Vereinigten Staaten komme, und jemand spricht mich auf das Buch an, dann sehe ich es als Zeichen, damit zu beginnen.*

Nach einiger Zeit hielt ich wieder einen ganzen Monat lang Vorträge im Osten der Vereinigten Staaten, doch niemand war da, der das Thema auch nur berührt hätte. Am 13. November 1977 brachten mich Wilbert und Nellie Bakker sofort nach dem Gottesdienst zum Flughafen. Sie gehörten ehemals der *Grace Church* in Ridgewood, New Jersey<sup>2</sup> an und hatten mich während meines Floridabesuchs gastfreundlich aufgenommen. Das Flughafengebäude war schon in Sicht, als Nellie auf einmal sagte: »Gestern waren sechs von uns bei deinem Vortrag. Wir waren

---

2 Diese Kirche unterstützte die Teeuwens während ihres Aufenthalts in Westneuguinea durch finanzielle Zuwendungen.

uns einig, dass du deine Erfahrungen zu Papier bringen solltest. Warum hast du kein Buch darüber geschrieben?»

»Ich *werde* es schreiben!«, rief ich aus, wobei meine Stimme viel lauter war, als es der beschränkte Raum im Auto erfordert hätte.

Seither wurde ich von buchstäblich Dutzenden von Menschen aus verschiedenen Ländern darauf angesprochen: »Sie sollten ein Buch schreiben!«

Darauf erwiderte ich immer, dass ich bereits seit 1977 ein fertiggestelltes Manuskript in meiner Schublade liegen habe.

Ich traf oft Menschen, die meine Berichte hörten und sich für mein Buch interessierten; einen Verleger habe ich aber lange Zeit nicht gefunden. Ich habe es allerdings auch nicht um jeden Preis versucht, denn unser Publikum ist ja schon mit Literatur jeder Art übersättigt. War es nicht etwas zu viel des Guten, *noch* ein Buch zu schreiben? Es gibt ja so viele andere wichtige Aufgaben ...

20 Jahre mussten vergehen, aber nun ist es so weit! Die vorliegende Erzählung verstehe ich nicht als Autobiografie, obwohl sie viel Persönliches enthält. Es sollte auch weder nur eine Geschichte der Missionsarbeit in Westneuguinea werden, noch eine Abhandlung über die Entwicklung der christlichen Gemeinden dort – dazu ist es auch noch zu früh. Vielmehr ist es mir ein Anliegen, einige Dinge, die Gott in meinem Leben und mit den Menschen um mich getan hat, noch einmal in Erinnerung zu rufen.

Als die erste Waffenverbrennung stattfand, war ich noch nicht in Westneuguinea eingetroffen. Ich habe aber dieses Ereignis mit hereingenommen, weil es zum Verständnis des Folgenden

sehr wichtig ist. Dabei konzentrierte ich mich auf Frank Clarke als Zeugen, obwohl auch andere beteiligt waren, als schon sehr früh das Wirken des göttlichen Geistes sichtbar wurde.

Vielleicht wirst Du dich fragen, ob einige der Dinge, die Du lesen wirst, wirklich wahr sind. Dazu möchte ich folgende Geschichte erzählen:

Ein Mann, der als Schlüsselfigur in der Erweckungsbewegung auf der Insel Timor (südwestlich von Neuguinea gelegen) gilt, besuchte mich einmal zu Hause. Ich hatte gerade die Ausgabe einer bekannten christlichen Zeitschrift erhalten. Es befand sich darin ein Artikel über die Geschehnisse auf Timor, wobei der Autor des Artikels die Ansicht vertrat, er könne die Berichte einfach nicht glauben.

Diesen Artikel las ich meinem Gast vor. Der aber ließ sich nicht im Geringsten dadurch beunruhigen. »Wie kann man schreiben, dass diese Dinge nicht möglich sind«, sagte er freundlich, »ich habe sie doch selbst erlebt!«

In der gleichen Weise übernehme ich die volle Verantwortung dafür, dass die von mir im vorliegenden Buch geschilderten Ereignisse wahrheitsgetreu sind.

»Er zog mich aus der Grube des Verderbens, aus dem schmutzigen Schlamm, und stellte meine Füße auf einen Fels; er machte meine Schritte fest« (Psalm 40,3; SCH2000).

Dem Herrn sei Ruhm und Ehre!

Jacques Teeuwen

# KINDHEITS- ERINNERUNGEN



Holland ist ein faszinierendes Land. Jeder Holländer, der sein Herz am rechten Fleck hat, empfindet das so, nur wird er es nie aussprechen. Es ist nicht die Wesensart der Holländer, Gefühle zu zeigen – auch nicht für einen Augenblick.

Wenn ein Fremder mit vielen Worten die Vorzüge seiner Heimat herausstreichen würde, würde der Holländer nur verächtlich mit der Schulter zucken und abschätzig sagen: »Holland? *Een kikkerland.*«<sup>3</sup>

Wenn aber einer sich erlauben sollte, dieses sogenannte »Land von Fröschen« anzugreifen, so wird der Holländer in Rage kommen wie ein Löwe, dem man seine Jungen weggenommen hat. Er wird kratzen und um sich treten, vor Wut schnauben und beißen, bis er zurückerobert hat, was ihm rechtmäßig zusteht. Möglicherweise ist das der Grund, warum so viele holländische Wappen einen Löwen zeigen.

Es gab eine Zeit in der Geschichte, als die Holländer 80 Jahre lang mit allen Kräften ihre Freiheit verteidigten. Regelmäßig wurde Holland von Feinden umzingelt. Aber einer von ihnen war besonders siegreich – oder handelte es sich lediglich um einen unzuverlässigen Freund? Holland wird oft auch »Land des Wassers« genannt, und das Wasser gilt sowohl als Freund als auch als Feind. Intuitiv ist jedem holländischen Kind bewusst, was es mit viel Mühe in der Grundschule auswendig lernen muss:

---

3 »Ein Land für Frösche.«

Nimm dem holländischen Bauern die Gulden,  
seine Pfennige und all sein Geld,  
wenn er nur seinen fruchtbaren Boden hat,  
wird er alles missachten und vor sich hin pfeifen.

Und wenn man ihm seinen fruchtbaren Boden nimmt,  
so wird er noch das Wasser behalten  
und mithilfe seiner Mühle so lange pumpen,  
bis es trocken ist – früher oder später.

Wenn man ihm aber das Wasser wegnimmt,  
die Seen, Kanäle und das Marschland,  
dann hat Holland aufgehört, Holland zu sein,  
auch wenn es noch auf der Landkarte zu sehen ist.

Die Dünen werden dann zur Wildnis,  
alle Wiesen trocknen aus.  
Von meinem schönen Holland wäre nichts mehr übrig,  
denn Durst kann es nicht ertragen.

Ohne diesen »Freund Wasser« kann Holland nicht existieren. Und wenn dieser *Freund* in einer seiner unberechenbaren Launen plötzlich zum Feind wird, so wissen die Holländer, wie sie damit umgehen müssen. Wenn die stürmischen Wellen der Nordsee von ihrem rasenden Verbündeten, dem Wind, aufgewirbelt und angetrieben, an Hollands heitere Küsten und unerschütterliche Deiche peitschen, dann ist Kampf angesagt. Die Kirchenglocken läuten Alarm, um jedes noch so kleine Tröpfchen und jede wütende Welle zurückzuschrecken, als

wollten sie ausrufen: »Weicht zurück! Weicht zurück! Die Holländer kommen!« Zeitweise Siege der aufschäumenden Wasser werden so in demütigende Niederlagen verwandelt. Bewaffnet mit Schaufeln und Sandsäcken bis zu Munitionskisten und Kränen kommt der Gegenangriff.

Die aber vermutlich stärkste Waffe der Holländer ist ein unwahrscheinlicher Sinn für Humor, der unter schwierigen Umständen besonders zur Geltung kommt.

Wenn dann der Wind sich schließlich legt und das Unwetter vorüber ist, werden die übel zugerichteten Dünen wieder aufgebaut und die zerstörten Deiche repariert. »*Nederland zal herrijzen*« (= »Holland soll auferstehen«) ist nicht nur ein leeres Sprichwort!

Die Holländer können es sich nicht leisten, nachtragend zu sein, denn sie brauchen Wind und Wasser. Wenn dann die Wellen friedlich wie zur Versöhnung kleine Schaumkronen ans Ufer spülen, ist alles vergessen. Der Wind treibt die Flügel der Windmühlen an und der Duft von Millionen von Blumen weht über das verträumte Land, wo samtäugige Kühe grasen und Landwirte mit hölzernen Schuhen ihrer Arbeit nachgehen.

Wer kann da leugnen, dass Holland einmalig ist?

Unter den schönen Städten Hollands nimmt Haarlem einen der vordersten Plätze ein. Bereits 1245 wurde die an der Spaarne gelegene Siedlung zur Stadt erklärt. Das Sprichwort »Alter lässt sich nicht verleugnen« trifft auf diese Stadt bestimmt nicht zu. Haarlem hat nach über 700 Jahren noch immer einen Hauch von Jugendlichkeit an sich, während die historischen Bauten der Stadt eine besondere Würde verleihen. Möglicherweise trägt die Gestaltung des bekannten Marktplatzes zu die-

sem Eindruck von jugendlicher Unbeschwertheit bei. Nur ein verspieltes Gemüt konnte die Idee haben, den »Fleischmarkt« in so unmittelbarer Nähe zur stattlichen Kathedrale St. Bavo, die eine international berühmte Orgel mit nicht weniger als 500 Pfeifen und 70 Registern besitzt, zu errichten. Dieser Fleischmarkt, der erst später gebaut wurde, ist in seiner Gestaltung und in seinen Farben so anmutig, dass respektlose Holländer die Vermutung äußerten, der Architekt habe möglicherweise zu viel einheimischen Gin getrunken. Der fröhliche Charakter der »Bloemenstad« Haarlem kann vielleicht auch durch die bekannten Tulpenfelder erklärt werden, die man von der Stadt aus leicht mit dem Fahrrad erreichen kann. Die Innenstadt zeigt sich im Frühling in berauscher Schönheit. Man ist überwältigt von hinreißenden Pflanzungen von gelben Narzissen, violetten, weißen und roten Hyazinthen sowie einer verschwenderischen Fülle von Frühlingsblumen in allen Farben. Es ist daher nicht verwunderlich, dass der am meisten begehrte Preis der jährlichen Orgelfestspiele in St. Bavo eine silberne Tulpe darstellt.

Am 30. März 1928 trug ein Beamter des Standesamtes in Haarlem pflichtgemäß Folgendes ein:

»Geboren wurde Jacques Hubert Teeuwen, Sohn des Jacobus Hubertus Teeuwen und der Carolina Hol, verehelicht.«

Nach Bezahlung einer geringen Verwaltungsabgabe wurde meinen Eltern die erforderliche Urkunde übergeben. Mein Eintritt in diese Welt ist also – falls jemand das bezweifeln sollte – höchst amtlich bestätigt worden. Vier Töchter der Teeuwens hatten

bereits vor mir das Licht der Welt erblickt. Ungefähr zehn Jahre später kamen noch zwei Jungen dazu.

Vater und Mutter Teeuwen stammten beide aus großen Familien und wussten, wie sie ihre Kinderschar im Zaum halten mussten. Schwierige Zeiten meisterten sie durch ihre hingebungsvolle Entschlossenheit, ihren Kindern das Beste zu geben, obwohl das bescheidene Einkommen meines Vaters als Polizeibeamter klare Grenzen setzte. Mein Vater stammte aus dem südlichen Teil Hollands und war römisch-katholisch, bis er meiner Mutter begegnete. Zu jener Zeit gab es so etwas wie eine gemischt-konfessionelle Ehe nicht. Daher trat Vater aus seiner Kirche aus und wurde wie meine Mutter protestantisch. Die Folge war, dass man die Familienbeziehungen mit diesem »verlorenen Sohn« abbrach. Mehrere Jahre lang wurde nicht miteinander gesprochen.

In meinem Elternhaus war es üblich, nach der Hauptmahlzeit einen kurzen Abschnitt aus der Bibel zu lesen. Wenn man die zuletzt gelesenen Worte wiedergeben konnte, galt das als ausreichender Beweis, dass man alles verstanden hatte. Anschließend sollte jeder leise beten. Nur die Jüngsten sagten ein kurzes Gebet auf.

Die Gottesdienste in unserer Kirche waren schrecklich langweilig und schier endlos. Während der etwa zwei Stunden dauernden Zeremonie bekam ich von meinen Eltern vermutlich mehr Stöße in die Rippen als während der ganzen restlichen Woche zu Hause. Was nutzte es schon, dass eine große Uhr rückwärts angebracht war? Alle zwei bis drei Minuten drehte ich mich, um zusätzliche Klapse zu vermeiden, verstohlen um, aber das Ergebnis war frustrierend. Meistens schien es, als ob

sich die Zeiger der Uhr in der Zwischenzeit nicht im Gerings-  
ten bewegt hätten. Außerdem wurde ich von den Leuten in der  
Reihe hinter uns für mein ungehöriges Benehmen mit Blicken  
angestarrt, die so durchdringend waren, als wollten sie mich  
vor den drohenden Qualen der Hölle warnen.

Der einzige Lichtblick bestand in zwei Pfefferminzbonbons,  
die genauso zum Gottesdienst gehörten wie die schwarzen  
Jacken und gestreiften Hosen von Pastor und Diakonen. Wir  
hatten zu Hause die Angewohnheit, die Pfefferminzbonbons in  
vier gleiche Teile zu zerschneiden, um unsere einzige Quelle des  
Trostes so lange wie möglich auskosten zu können.

Ich möchte nicht allein dem Pastor die Schuld geben, den-  
noch muss ich die traurige Feststellung machen, dass ich mich  
nicht daran erinnern kann, jemals etwas Faszinierendes, In-  
teressantes oder Herausforderndes von jenem Rednerpult ge-  
hört zu haben. Es war eine Erleichterung für mich, als die po-  
litischen Entwicklungen es mit sich brachten, dass meine  
Kirchenbesuche, von denen ich so wenig profitiert habe, im  
Alter von zwölf Jahren ein Ende fanden.

Die Schule war auch nicht gerade ein Vergnügen. Schon lange  
vor dem schicksalhaften Tag, an dem ich in die erste Klasse ein-  
treten musste, verursachte mir der Gedanke Bauchweh. Einer  
meiner wenigen Spielkameraden freute sich auf die Schule, was  
ich einfach nicht verstehen konnte. Ich war nervös wegen der  
vielen Kinder. Außerdem musste ich einen Schulweg von etwa  
zehn Minuten zurücklegen, und ich war noch nie allein so weit  
weg von zu Hause gewesen. Meine Eltern wollten mich nur  
am ersten Tag begleiten, schließlich war ich jetzt ein »großer  
Junge«.

Entgegen aller Hoffnungen kam der gefürchtete Tag schließlich herbei. Ermutigt durch meine großen Schwestern, die schon einige Jahre Erfahrung mit dem Zur-Schule-Gehen hatten, beendeten wir unser Frühstück einigermaßen fröhlich. An der Hand meiner Mutter, die mir zulächelte und mir gut zuredete, ging es noch. Ich hatte sogar die schwache Hoffnung, dass ich doch alles überstehen würde. Aber als wir das Schulgebäude betraten, war es vorbei. Die Schüler aus den höheren Klassen waren viel größer und wilder, als ich mir vorgestellt hatte. Sie sahen mit Verachtung auf uns Kleine herunter oder ignorierten uns einfach. Man hörte die Stimme des Direktors, die fröhlich über den Lärm hinwegdröhnte, Anweisungen gab und ältere Schüler nach den Sommerferien begrüßte. Das Schlimmste von allem aber war der erdrückende Geruch von Karbol. Schon wurde mir übel, und ich musste bereits ein wenig würgen, als die Lehrerin für die erste Schulstufe mich sah. Sie sprach mich freundlich an und beugte sich zu mir herunter, um mich in ihrer Klasse willkommen zu heißen. Aber von ihr ging ebenfalls ein so eigenartiger Geruch aus, den ich von zu Hause her nicht kannte. Auf einem Muttermal an ihrem Kinn befanden sich außerdem drei kleine Härchen, die irgendwie zu nah an mich herankamen.

Für mich gab es nur eines, wie ich dieser unangenehmen und bedrohlichen Situation entrinnen könnte. Ich begann zu heulen, und zwar nicht nur ein bisschen oder gedämpft, sondern mit voller Lautstärke, mit der sich meine aufgestaute Angst aus Leibeskräften entlud. Mein unkontrolliertes Schluchzen verursachte kein geringes Aufsehen in einer Klasse, wo ungefähr vierzig junge und zumeist etwas zitternde Neuankömmlinge der Welt verzweifelt zu beweisen versuchten, dass sie mit einem